

Vorab

Wie eine richtig aufgebaute Nachricht, eine anschauliche Reportage oder ein lebendiges Porträt aussehen muss – das erfahren junge Journalisten in ihrer Ausbildung. Wie sie diese Texte schreiben können, lernen sie in der Regel nicht. Bestenfalls geben die alten Hasen in der Redaktion ein paar Tipps weiter: Dass der erste Satz sehr wichtig ist, dass es helfen kann, die Geschichte erst einmal mündlich zu erzählen und ein bisschen Zeitdruck beim Schreiben durchaus nicht schadet.

Die journalistische Ausbildung orientiert sich am Produkt und nicht am Prozess des Schreibens. Damit gleicht sie einem Wanderführer, der in leuchtenden Farben ein Ziel ausmalt – nur leider vergisst, eine Wanderkarte beizufügen. Und so irren denn die journalistischen Novizen orientierungslos durchs Metier und nur, wer die Gegend schon ein bisschen kennt und über eine Art inneren Kompass verfügt, erreicht das Ziel und verfasst passable Texte. Was dann jene bestätigt, die den Journalismus seit jeher für einen Begabungsberuf halten.

Zugegeben: diese Beschreibung ist ein wenig zugespitzt. Es hat sich inzwischen herumgesprochen, dass Schreiben nicht nur Talent, sondern auch Handwerk voraussetzt. Es gibt eine wahre Schwemme von Stil-Ratgebern, die zeigen, wie man Schachtelsätze entflieht, Substantivierungen in Verben verwandelt und Adjektive vermeidet. Diese Bücher sind hilfreich und nützlich, sie haben dazu beigetragen, die Medien von verquastem Sprachungetümern zu befreien. Aber sie setzen in gewisser Weise am falschen Ende an: Den Stil verbessern kann man noch im letzten Schritt der Textentstehung, beim Überarbeiten. Aber wie kommt man ins Schreiben hinein? Ob eine Geschichte als Ganzes stimmig ist, entscheidet sich während der Arbeit am Text, und dieser Prozess ist nicht in simple Tipps zu fassen. Wer junge Journalisten unterrichtet, kann mitunter beobachten, wie sie vor lauter Regeln im Kopf nur schwer in einen Schreibfluss kommen. Das kann in den schlimmeren Fällen zur Blockade führen, in leichteren

Fällen führt es zu normierten Texten, die allen Regeln der Ratgeber genügen, nur leider den persönlichen Stil vermissen lassen.

Die Kernfrage dieses Buches ist deshalb, wie journalistische Texte entstehen: Was passiert beim Schreiben? Einige sehr erfahrene, aber auch jüngere Journalistinnen und Journalisten haben sich hingesezt und den eigenen Erfahrungen nachgespürt: Welche Hürden und Ängste gilt es zu bewältigen? Was kann hilfreich sein? Woran scheitern Texte?

Ziel ist es nicht, den Leserinnen und Lesern Ratschläge zu erteilen. Zum einen deshalb nicht, weil es den einen Königsweg zum Text nicht gibt; ganz unterschiedliche Strategien führen zum Ziel. Zum anderen helfen wohlmeinende Ratschläge den Ratgebern – die sich klug und kompetent fühlen dürfen – mitunter mehr als den Ratsuchenden. Der Schreibtrainer Otto Kruse hat für Gespräche über Schreibprobleme die Regel eingeführt, dass in der ersten halben Stunde keine Lösungsvorschläge gemacht werden dürfen (Kruse 2003). Probleme können weggeredet werden, bevor sie richtig erkannt worden sind. Es gilt also eher, das Leiden am Schreiben zu erkunden und zu akzeptieren, dass diese Qual für viele – nicht für alle – Schreiber dazu gehört. Die Autoren dieses Buches schildern Wege und Irrwege, die sie selbst gegangen sind. Vielleicht hilft es jungen Journalisten schon, wenn sie Schreibschwierigkeiten als Teil des Prozesses annehmen; wenn sie mit ihnen arbeiten statt gegen sie, wie Ulrike Pfeil es im ersten Beitrag beschreibt. Zwischen den Zeilen mögen sich auch manche Tipps fürs Texten finden; vor allem aber hoffen die Autorinnen und Autoren darauf, dass die Leser inspiriert werden, eigene Schreibstrategien weiterzuentwickeln.

Der erste Teil dieses Buches ist zum Schmökern und Stöbern gedacht. Die Beiträge können, aber sie müssen nicht der Reihe nach gelesen werden. Eine Vielfalt von Schreiberfahrungen in verschiedenen Medien wird ausgebreitet, in der man sich wieder erkennen kann, die erstaunen mag und die hoffentlich anregend wirkt. Die Autoren beschreiben das Ringen mit bestimmten Genres, etwa dem Porträt (Susanne Poelchau, Judith Rauch, Beate Rau) oder der Glosse (Bernd

Jürgen Warneken); sie schildern die Probleme, wenn der Chef mit-schreiben will (Ulrich Hägele), oder der gleiche Stoff immer wieder eine neue Form finden muss (Udo Zindel). Eine Journalistin fragt sich, warum sie noch einen Text verfassen soll, wenn in den Bildern des dazugehörigen Filmes schon alles gesagt ist (Sabine Deichsel-Steininger). Andere beschreiben, wie Recherchematerial und Ideen sich kaum bändigen lassen (Birgit-Sara Fabianek, Eleonore Wittke) oder umgekehrt die große Leere droht (Johannes Wendland) und man sich zum Schreiben erst überreden muss (Britta Binzer). Nicht leicht ist es, Zeiten auszuhalten, in denen kein Wort aufs Blatt will (Dorothea Keuler); aber immerhin einer Journalistin macht das Schreiben auch richtig Spaß (Marianne Mösle). Eine Autorin spürt den Ursachen dafür nach, dass sie immer den Text schreibt, den sie gerade nicht schreiben soll (Eva Christina Zeller). Im Mittelpunkt aller Erfahrungsberichte aber steht das Suchen nach Form und Sprache, die dem gerecht werden, was man recherchiert hat und gleichzeitig zum Lesen oder Zuhören verleiten (Angelika Overath, Marie-Luise Scherer, Sibylle Thelen, Carmen Zahn, Susanne Sinn, Elsbeth Gut Bozzetti).

Erfahrungsberichte von Journalisten über ihr Schreiben gibt es bislang nur selten. Auch wissenschaftlich ist dieses Thema noch wenig untersucht, im deutschen Sprachraum befasst sich nur der Schweizer Medienlinguist Daniel Perrin mit der Textproduktion von Journalisten (Perrin 2001). Besser erforscht sind Schreibprozesse im Allgemeinen, etwa von Schülern, Studierenden und Schriftstellern. Mit ihnen haben sich Wissenschaftler diverser Richtungen der Sprach- und Kognitionswissenschaften auseinandergesetzt.¹ Der zweite, stärker analytische Teil dieses Buches fasst einige Ergebnisse dieser Schreibforschung zusammen, bezieht sich aber auch auf Erkenntnisse und Erfahrungen des amerikanischen *Creative Writing*. Ich vergleiche in meinem Beitrag theoretische Einsichten mit den subjektiven Erfahrungsberichten und arbeite wesentliche Stufen und Klippen der

¹ Einen Überblick gibt z. B. Wrobel (1995).

Textentstehung heraus. Ich berücksichtige dabei auch unbewusste und emotionale Faktoren des Schreibens, die von der akademischen Forschung meist vernachlässigt werden. Unbewusste Prozesse sind die Grundlage für Übungen des kreativen Schreibens. Wieweit die Strategien des kreativen Schreibens auf Konzepten aufbauen, die auch für Journalisten nutzbar gemacht werden können, untersucht Christine Schick im folgenden Beitrag. Sie hat dafür Interviews mit Zeitungsredakteuren zu ihren Arbeitstechniken geführt. Eine kleine Sammlung von Übungen zum journalistischen Schreiben schließt den Band ab.

Dieses Buch hätte nicht entstehen können ohne einen Kreis von Tübinger Journalistinnen, der sich seit vielen Jahren einmal im Monat trifft (und sich immer noch keinen Namen gegeben hat). Die Auseinandersetzung mit eigenen Schreiberfahrungen erfordert ein Hinabsteigen in Versagensängste und Selbstzweifel, mit denen man sich allzu schnell den Vorwurf der Unprofessionalität einhandeln kann. Das ist vielleicht ein Grund dafür, dass es bislang so wenige Selbstzeugnisse von Journalisten über ihre Textproduktion gibt. „Hilfe, ich kann nicht schreiben“, fasste eine der Journalistinnen einmal die Angst zusammen, die selbst mehrfach preisgekrönte Autorinnen immer wieder einholen kann. Im Rahmen dieser Gruppe entstanden die ersten Texte dieses Buches, wurden diskutiert und überarbeitet. Immer wieder stellten wir fest, wie schwer es ist, die Schwierigkeiten beim Schreiben wirklich zu benennen und an die Öffentlichkeit zu tragen. Die Bereitschaft der Gruppe, sich diesem Prozess zu stellen und schließlich auch weitere Kolleginnen und Kollegen für Beiträge zu gewinnen, war eine Voraussetzung für dieses Buch. In dieser Hinsicht ist der Band ein gemeinsames Produkt, an dem die Kolleginnen Sabine Deichsel-Steinger, Elsbeth Gut Bozzetti, Dorothea Keuler, Marianne Möhle, Angelika Overath, Ulrike Pfeil, Susanne Poelchau, Beate Rau, Judith Rauch, Susanne Sinn, Annette Wagner, Carmen Zahn und Eva Christina Zeller mitgearbeitet haben.

Der Dank gebührt aber auch all den Kolleginnen und Kollegen, die die weiteren Beiträge dieses Buches verfasst haben – ohne schützende Gruppe und leider auch ohne Honorar, was für freie Journalisten durchaus ein Problem ist.

Ein herzliches Dankeschön an Eric Nordhausen, der mich bei der Erkundung der Schreibforschung unterstützte, an Ute Kleiber, die Korrektur las und an Mareike Erlmann, die das Layout übernahm.

Für mich markiert der Abschluss dieses Buches meinen, zunächst beruflichen, Abschied aus Tübingen. Den Freundinnen und Freunden in dieser Stadt, von denen so viele zu diesem Band beigetragen haben, möchte ich es widmen.

Tübingen, im August 2006

Friederike Herrmann